

Kramerius 5

Digitální knihovna

Podmínky využití

Knihovna poskytuje přístup k digitalizovaným dokumentům pouze pro nekomerční, vědecké, studijní účely a pouze pro osobní potřeby uživatelů. Část dokumentů digitální knihovny podléhá autorským právům. Využitím digitální knihovny a vygenerováním kopie části digitalizovaného dokumentu se uživatel zavazuje dodržovat tyto podmínky využití, které musí být součástí každé zhotovené kopie. Jakékoli další kopírování materiálu z digitální knihovny není možné bez případného písemného svolení knihovny.

Hlavní název: **Prager Presse**

Stránky: I, II

DICHTUNG UND WELT

Nr. 15

Beilage zur „Prager Presse“

1930

Strophen

Von JINDŘICH HOŘEŠÍ

Wie wäre Dein Lächeln blühend erhellt,
voll Liebe umfahend die ganze Welt,
ohne die Not in der Runde,
die weh aus jeglichem Winkel geilt,
elektrischer Strom, der Dein Herz befällt,
Leid quält Dich wie eine Wand!

Wie flammte Dein Blick, jetzt müde und blaß,
erlöschte in ihm der ehrliche Haß,
den durch ihr Tun drin entfachten
die Truchmagdaten, die Mordlakain,
die hämisch ihr „Auf immer!“ schreien
und des Lebens Herrlichkeit pachten!

Aus dem Tschechischen von o. p.

Gebet

Von ILJA EHRENBURG

Oh Herr, wer dürfte jetzt
für sich selber beten?
Uns strafe nur, uns Sündige und Böse!
Doch Kinder... ach, sei ihnen gnädig!
Denen, die bei jedem Schusse
sich ängstlich aneinander schmiegen;
denen, die geräuschvoll
auf der Straße „Revolution spielen“;
denen, die Abendblätter verkaufen,
schreckliche Worte rufen
und nicht begreifen, warum wir wie trun-
ken taumeln,
wenn wir ihr fröhliches Gezwitscher hören;
denen, die unter die Decke sich ihre Spiel-
zeuge stecken,
damit ihnen niemand was zu Leide tue;
denen, die an der Türe nach Schritten
lauschen —

„Wann kommt zurück der Vater?“
Allen, allen!
Oh Gott, ohne sie wäre es so leer, so
schrecklich,
wäre der Tod mit uns.
Lasse uns unsere Freude,
unsere letzte Hoffnung,
Oh Gott, wenn wir kein Kinderlachen mehr
hören,
vergessen wir, wie froh das Bäcklein
singt,
wie die Birke rauscht, wenn sie der Wind
berührt —
vergessen wir deine Stimme!
Wenn wir keine Kinderangen mehr sehen,
vergessen wir, wie nachts die Sterne
schimmern
und wie sie morgens verblümen —
vergessen wir deinen Blick;
und nie mehr wird der müde Mensch
am Netze eines Bettchens stehen
und sagen: „Oh Herr, weich ein Glanz,
welch Freude ist in meinem Herzen!“
Lasse sie uns! wir haben Trost an ihnen —
sie sind die Stufen unserer Leiter,
auf der auch der Sündigste von uns
zu Dir in den Himmel klettert.

Aus dem Russischen von Otto F. Babler

Marionetten

Von OSKAR WIENER

Kam ein Zauber in die alte Stadt.
Dieser Abend war wie eine Geste,
Die der Fürst für seine Helden hat —
Dieser Abend war wie tausend Feste.

Und der Jahrmarkt lag im Fackellicht,
Und die Menschen drängten um die Zelte,
Und ein Buckliger sprach ein Gedicht,
Und die Narrenpauke gellte.

Sommernächte sind so seltsam schwül;
Tollt das Lachen in den Tanzavernen,
Steh ich verstört im Marktgewühl,
Meine Hände greifen nach den Sternen.

Groß und grausam liegt die weite Welt,
Und mein rotes Herz verbrennt darinnen.
Nur herein — hereinpasst ins Zelt,
Denn mein Trauerspiel muß gleich be-
ginnen!

Und das trübe Trauerspiel begann,
Und die Leute griffen gern ins Säckel;
Auf der Bühne stand ein junger Mann,
Und er war von Draht und Pappendeckel.

Aber seine Augen waren blau,
Und er hatte zarte Mädchenhände,
Und er liebte eine blonde Frau...

Der Gast Von Francis de Miomandre

Sie erwarteten einen Gast. Diese Tatsache an sich ist nichts Besonderes. Doch heute läßt vieles darauf schließen, daß es sich um einen ungewöhnlichen Gast handelt. Man hat mir nichts gesagt, aber es ist nicht nötig, daß man mit mir spricht, damit ich etwas weiß. In der Tiefe meines Käfigs, auf meinem Brettchen sitzend, beobachte ich alles aufmerksam und wenn ich auch gleichgültig aussehe, erraten meine Fledermausohren durch Türen und Mauern dennoch alles, was meine Augen nicht sehen können. Sie sind aufgeregt. Der Vater ist um Käse gegangen. Das ist sein Steckpferd, besonders recht scharfer Ziegenkäse. Die Mutter sagt ihm immer vorwurfsvoll: „Es haben nicht alle deinen Geschmack... Dein scheußlicher Ziegenkäse!“... Aber er setzt hartnäckig seinen Willen durch.

Gleichzeitig hat er einen kleinen Ausflug in den Keller unternommen. Ich sah den Lift im Hof hinunter und wieder hinauf fahren. Durchwegs Anzeichen, die mich nicht täuschen. Doch dies hier verrät am meisten! Die Mutter hat mich frisiert und mit Lavendel parfümiert. Ich habe ihr zum Schein Widerstand geleistet, denn es ist nicht nötig, sie an eine hündische Ergebenheit zu gewöhnen. Sie müssen meine Unabhängigkeit fühlen. Doch in meinem Innern bin ich begeistert. Außerdem vergöttere ich den frischen und zarten Duft dieser Essenz, besonders wenn man, wie diesmal, ein wenig Chypre binzufügt. Diese ungewöhnliche Sorgfalt spricht dafür, daß ich nach dem Kaffee sofort in den gelben Salon gehen werde, was ich sehr gern tue. Es ärgert mich keineswegs, zu Hause zu wohnen, die Rolle eines Fremden, eines Gastes zu spielen.

Ach, diesmal habe ich gut gehört. Der große Lift hat jemanden auf dem Flur unseres Stockwerkes abgeladen. Das Klingeln rührt weder von einem Familienmitglied, noch vom Postboten her. Er ist es — oder sie, man kann ja nie wissen. Sie sind manchmal auch Frauen. Das hab ich nicht gern. Frauen können nichts anderes, als Dummheiten reden, wenn man ihnen die Ehre erweist, sie zu mir zu führen. „Oh! Entsetzlich! Wie können Sie es ertragen, dieses häßliche Tier zu Hause zu haben? Es ist böse, nicht wahr? Gewiß vernichtet es alles!“... Größer Gott, es wird mich beißen!“ Scher dich zum Teufel, dumme Gans!

Gottlob, hör ich nicht das Rauschen von Röcken. Also keine Frau. Der Gast betritt den Vorraum, durchquert den weißen Salon. Oh! Oh! Es ist ein Mann, distinguiert und fein, macht keinen großen Lärm. Was wird sein erstes Wort sein? Ich höre ein unbestimmtes Geräusch. Offenbar die Begrüßung, die üblichen Schmeicheleien... Horch! Das Wort „Schokolade“, obwohl gedämpft ausgesprochen, dringt an meine bezauberten Ohren! Schokolade! Er bringt Schokolade. Ich fühle eine plötzliche Zuneigung zu dem Unbekannten.

Ach, große Götter meiner Heimat Japan! Wann kommt er? Jetzt spricht er lauter! Sagt mit klarer, deutlicher, freudiger Stimme: „Gründige Frau, jetzt will ich das Affchen sehen!“ Das ist heute zum erstenmal geschehen. Gewöhnlich beginnen die Gäste mit dem Essen. Und erst dann sehe ich sie satt zu mir herein kommen, mich mit zerstreutem, vom Wein benebelten Blick beobachten, wie wir irgendeine

außergewöhnliche Erscheinung ansehen. Doch heute hat der Gast zuerst nach mir verlangt. Er ist also mein Weg gekommen. Zweifellos ist er ein Mensch von besserer Art.

Er kam herein. Wie groß er ist, wie angenehm sein Gesicht! Er geht geradewegs, mit ehrlichem Blick auf mich zu. Blickt mich ohne Frechheit aufrichtig an. Fürchtet sich nicht. Ich auch nicht. Er reicht mir die Hand.

Er sagt lebenswürdig: „Oh, wie bezaubernd!... Nun, mein Fräulein, fürchten Sie sich nicht... Welch elastische Bewegungen! Sie muß Ihnen wirklich Freude machen. Rüttelt sie wirklich an dem schweren Käfig? Das Maximum von Kraft im Maximum von Eleganz! Und stinkt gar nicht nach Affen! Ich möchte so einen haben! Ich möchte einen Affen haben. Wenn meine Wundspiele nicht so schrecklich wären... Nun, Kleine, laß ein wenig... Oh, wie entzückend! Oh, wie reizend! Reich mir die Hand.“

Zum Schein laß ich mich ein wenig bitten. Am andern Ende des Käfigs zusammengeroht, wölbe ich kokett die Brust und breite mit trotzigem Ausdruck die Arme aus. Ich weiß, daß ich in dieser Haltung, die meinen Hals, der rosig ist wie ein Flamingo, die feinen Gelenke meiner Schultern und meine zarte, blaue Brust zur Geltung bringt, unwiderstehlich bin.

Er ist nicht imstande, seine Bewunderung zu verbergen. Gleichsam gegen seinen Willen entschlipft ihm der Ausruf: „Wie hübsch sie ist! Man kann nicht hübscher sein!“ Es gibt doch nur im Leben schöne Momente für die Eitelkeit...

Er betrachtet mich mit einem so gerührten Lächeln, daß ich es nicht ertragen kann. Mein ganzes Mißtrauen und meine Koketterie ist verschwunden. Ich trete näher, erfasse seine Hand und will ihn liebkosen. Er mißdeutet anfangs meine Bewegungen. „Aber ich habe ja nichts“, wehrt er sanft ab. Die Mutter erklärt ihm, daß diese Zeremonie im Laufe der Zeit alle materielle Bedeutung verloren hat und das bloße Zeichen von Freundschaft, der Beweis ist, daß wir unser Herz hingeben. Da beginnt auch er mich vorsichtig zu streicheln. Er steckt die Hand durch die Gitterstäbe und indem ich meine Hände in die seinen lege, gebe ich mich völlig hin. Es ist kaum zu glauben, doch er umfaßt meine Mitte. Ich schließe die Augen... Mit diesem Menschen würde ich ohne Zögern bis ans Ende der Welt gehen...

Doch er verläßt mich. Man meldet, es sei serviert.

Wie lang ist so ein Mittagessen! Sie können stundenlang vor ihren Tellern sitzen, statt sich zu bewegen, herumsprunzen. Es ist wahr, die Armen haben keine Bäckentaschen und müssen alles auf der Stelle verschlucken.

Gott verzeih mir meine Sünde! Sie vergessen mich. Es ist undenkbar, daß sie essen könnten ohne zu trinken. Für gewöhnlich erhalte auch ich meinen Teil von ihrem guten Wein: ein Glas Burgunder, einen Fingerhut Grave, einen Tropfen Bordeaux, heute bekam ich bloß meinen üblichen Teller Reis, Obst, etwas rosa Wasser. Was haben die Mädchen in der Küche im Kopf?

Das Mittagessen ist beendet. Sie kehren in den gelben Salon zurück. Ich höre, daß sie dem Gast die Puppen zeigen. Mein Herz krampft

sich vor Eifersucht zusammen. Die Puppen waren stets meine Feinde. Sie nehmen auf den Kissens des Divans unverhältnismäßig viel Platz ein und geht man an ihnen vorbei, betrachten sie einen mit einem abstoßenden Blick... Meine Eltern bringen diesen anspruchsvollen Wesen eine unverständliche Achtung entgegen. Sie empfinden offensichtlich Angst vor ihnen. Besonders eine von ihnen kann ich nicht ausstehen: den Neger. Ach, wenn der mir eines Tages in die Hände gerät, werde ich ihm ein für allemal heimzahlen, was er mich jedesmal, wenn ich unwillkürlich an ihn anstieß und ihm am Bein zu Boden riß, an Prügeln kostete... Und warum das alles? Sie sind frei und bewegen sich gar nicht und mich, der seine Freiheit fabelhaft genießen würde, sperrt man ein. Ist das nicht lächerlich? Eine mit Nippes überfüllte Wohnung bewohnen und sich nicht in dem allen herumwälzen, es zerbrechen, zerreißen, zerbeßen können, darauf aufpassen müssen! Meiner Seel, meine Eltern haben all diese Dinge nur aufgestapelt, um sie eines Tages jemand anderem zu geben.

Wenn ich zufällig etwas zerschlage, sind sie ganz bestürzt. Eigentlich habe ich keine Freude an ihnen. Es sind komische Leute.

Den Bordeaux bringt man mir noch immer nicht. Jetzt gerade würde ich ihn am meisten brauchen, denn ich fühle, daß der nahende Schlaf meine Gedanken umschleiert. Was die Nippesfiguren betrifft, entsinne ich mich... Es ist zwei Jahre her. Durch einen Zufall hatte man die Tür meines Käfigs offen gelassen. Ich schlüpfte in ein Wäschegeschäft. Kinder, das war ein Tag! Es gab dort gewiß zweihundert Spulen, Bänder, Stecknadeln, Schulblenden, Spitzeln, Spangen, Nadeln, Borten. Die Berge von feinem Batist nicht gerechnet, die, wenn ein erfahrener Zahn sie zerreißt, im Trommelfell ein angenehmes Kreischen erzeugen. Meine Verzückung war so groß, ich arbeitete ohne Methode, freudetrunken. Ich warf alle Stecknadeln auf den Boden umher, stopfte mir zwei Spulen in die Bäckentaschen, wickelte einen halben Kilometer Zwirn ab, warf herrliche Seidenserpentinen in den Raum. Fast hätte ich mich mit einer Garnsträhne erwürgt, aus der ich mich nicht herauswickeln konnte. Und als das ganze Geschäft einer Straße im Fasching gleich, ließ ich mich an der Nähmaschine nieder und setzte sie in Bewegung. Das ist gar nicht schwer. Eine Näherin glaubt, daß sie wer weiß was kann.

Drei Minuten lang ging es göttlich, dann bemerkte ich irgendeinen Widerstand, das Rad drehte sich plötzlich rasend in entgegengesetzter Richtung und ich vernahm ein gräßliches Knatzen...

Und da erblickte ich die Mutter, die bleich, verzweifelt in der Türe stand. Sofort begriff ich, daß sie die Sache nicht von demselben Standpunkt aus wertete wie ich und daß ich unbedingt vom Schauplatz verschwinden mußte. Ich kletterte schnell auf einen Schrank, indem ich als Pfand in der geballten Pratte eine Weste aus chinesischem Krepp mit mir nahm.

Oben konnte ich über die Friedensbedingungen verhandeln. Ich mußte sie doch einschließen! Sonst wäre ich verloren gewesen. Ich sagte: „Nun, ich krieche nicht hinunter, solange man mir nicht völlige Amnestie zusichert. Auch will ich nicht, daß man später auch nur mit einem Worte auf diese Spulen und Stecknadeln

Das wissenschaftliche Werk Josef Pekařs

(Zum 12. April 1930)

Von Univ.-Prof. Dr. Josef Susta

Heute vollendet Josef Pekař, Professor der tschechischen Geschichte an der Karlsuniversität, sein 60. Lebensjahr. Nicht bloß ein Gebot der üblichen Pflicht ist es, wenn wir bei dieser Gelegenheit einen Rückblick auf sein Lebenswerk werfen. Diese Retrospektive besitzt besonderen Reiz, denn es handelt sich um eine Persönlichkeit von ganz einnehmendem Zauber. Und auch ein Stück unseres allgemeinen Kulturproblems liegt darin.

Ein besonders bedeutsamer Faktor in der Entwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts war sicherlich die Romantik, die ihren Blick mit Liebe, Vertrauen und oft auch mit Inbrunst der Vergangenheit und den schöpferischen Kräften der nationalen Tradition zuwandte. Sie mußte zwar einen scharfen Kampf mit dem nüchternen Einflüssen des Rationalismus aufnehmen und man versuchte sie mehr als einmal bereits ins Grab zu legen, das man mit monumental Felsblöcken der neuen technischen Kultur und des kühlen Positivismus bedeckte. Aber die Romantik schüttelte diese Last immer und immer wieder von sich, und gestählt durch die schwere Prüfung, blieb sie weiterhin eine der schönen und fruchtbarsten Triebfedern unseres Seins, namentlich dort, wo eine harmonische Synthese ihrer

gefühlsmäßigen Kräfte mit den modernen kritischen Methoden und dem leidenschaftlichen Streben nach tieferer Erkenntnis zustandekommt.

Das Lebenswerk von Josef Pekař ist ein seltenes Beispiel einer derartigen gelungenen Synthese gleich von seinen frühesten Erstlingsarbeiten an. Ein warmes Empfinden für den starken Zauber der Vergangenheit stand sozusagen an seiner Wiege, als der jugendliche Abiturient, im Banne der Schönheit und der geschichtlichen Denkmäler seiner Turnauer Heimat, im Jahre 1888 in der Zeitschrift „Jizeran“ einen Artikel über die Geschichte der Burg Karlstein veröffentlichte. Unweit dieser entzückenden Ruine steht aber ein anderes Standbild der feudalen Vergangenheit, das Schloß Hrubá Skála, und auch über dieses läßt der junge Pekař im Jahre 1890 einen Artikel erscheinen. Diesmal ist es aber kein schlichtes Bild aus der heimischen Vergangenheit mehr, sondern eine kritische Kampfstudie, die im „Athenum“, dem Organ der kühnen Bilderstürmer, erscheint, ein interessanter topographischer Beitrag zum Beweis der Unechtheit der Königshofer Handschrift, unter dessen Last die erdichtete Gestalt des angebliehen Siegers über die Sachsen, Beneš Hefmanov, in der Versenkung verschwindet. Pekař trat mit diesem Artikel in das Lager jener Forscher ein, die sich nicht scheuten, im Kampfe um die Wahrheit, zu der sie sich durch unparteiisches, wissenschaftliches Bemühen durchgerungen hatten, auch die teuersten nationalen Güter aufzugeben, sobald ihre Nichtigkeit ersichtlich war. Die

strenge Forschungsmethode seines bedeutendsten Lehrers Jaroslav Goll wurde für Pekař zum Rüstzeug, mit dessen Hilfe er nicht bloß diese Illusionen, sondern auch seine eigenen gefühlsmäßigen Neigungen im Dienste eines höheren Zieles zu überwinden vermochte, wie er dies überdies unmittelbar darauf auch in einer größeren Arbeit bewies, die in der Zeitschrift „Casopis Matice Moravské“ erschien und in der er mit vollendeter Erdurion, aber mit geradezu unbarberziger Hand die kritische Sonde an die Gerüche anlegte, die sich um das angebliche Anbot der Kaiserkrone an unseren Heldenkönig Přemysl Otakar II. gesponnen hatten.

Als ein charakteristisches Merkmal der vom echten schöpferischen Genius der Romantik erfassen Persönlichkeiten erscheinen oft kühne Anläufe zu Zielen, an welche nüchternere Geister nur mit zaudernder Zurückhaltung heranzutreten pflegen. Zu einem solchen Anlauf wurde für Pekař sein im Jahre 1895 veröffentlichtes großes Werk über Albrecht von Waldstein und dessen Verschwörung gegen das Haus Habsburg. Es handelte sich um ein Problem, als bereits durch unzählige Arbeiten früherer Forscher belastet war, um eine Frage, die nicht bloß kritische Schärfe erforderte, sondern wegen ihrer europäischen Breite von ungeheurer Umfang war; aber es handelte sich zugleich um eine Gestalt, die sich in düsterer Eindringlichkeit gerade im Heimatgebiet Pekařs erhob und die deshalb um so mächtiger auf seine Phantasie einwirkte. Der kühne Wurf gelang in hilferloser Weise.

anspielt. Sonst bleibe ich auf dem Schrank und zerreiße die Weste."

Der Vater kam. Sie wechselten einen kurzen Blick. Er gab sich. Sie sind so, wie ich es wünsche. Ich kann allerdings nicht leugnen, daß diese gemeinen Mittel, ihnen Angst einzufößen, diese unfeinen Methoden mir ein wenig zuwider sind. Aber schließlich zwingen sie mich dazu! Warum lassen sie mir meine Freiheit nicht?

Noch immer kein Bordeaux! Doch hier kommt der Vater. Er naht, oh Freude, um meinen Käfig zu öffnen! So ist's. Sie rufen mich. Mit einem Schritt durchquere ich den Vorraum und bin im Salon, mit einem zweiten springe ich auf die Lehne des Fauteuils, in dem der Gast sitzt. Und bemühe mich, in sein allzu sorgfältig geschitteltes Haar ein wenig romantische Unordnung zu bringen. Der Gast bittet um einen Spiegel, zweifellos, um die reizende Gruppe zu sehen, die wir zusammen bilden. Mein Vater eilt davon, um seinen Wunsch zu erfüllen.

Nichts wirkt lieblicher als dieses Bild. Und wie viel hübscher sieht der Gast aus, nachdem ich ihm das Haar mit meiner zarten Hand geschickt zerzaust habe!

Ach! Die Augenblicke vollkommenen Glücks sind recht kurz! Kaum habe ich mich neben ihm gesetzt, spricht er bereits vom Abschied. Er steht auf, ergreift seine Handschuhe, verneigt sich vor meiner Mutter. Er geht...

Der Preis von Arthur Ernst Rutra

Nein, Matthias Buchensang hatte nicht als Lumpensammler oder Broadway-Kamelott begonnen. Das geschieht ja doch nur in den Memoiren der Millionäre der 5. Avenue, und Matthias Buchensang schrieb keine Memoiren. Er war auch kein Deutsch- oder anderer Amerikaner, sondern ein Sohn des Volkes der Dichter und Denker, arbeitete wie ein Deutscher, so daß er zwar kein unermessliches, aber doch ansehnliches Vermögen (aus Konserven) hinterließ, lebte und liebte — erstaunlich genug — wie ein Dichter, was ihm, der sentimental war, zwar keine Herzenszeiten, aber doch die treue Lebensgefährtin erspart, und starb, unbeweiht und ohne nachweisliche Erben, Letzter seines Stammes, als Denker.

Im Alter, als er sich vom Geschäft zurückzog und die Zinsen seiner zweieinhalb Millionen (5% in Staatspapieren, aber sicher) von seinen mäßigen Ansprüchen an das Leben unterboten wurden, waren Bücher, die er immer eifrig geschätzt hatte, letzte und einzige Freude.

Er las Romane, schlechte, kitschige, sentimentale Romane, die schlechtesten Romane. Weiß Gott, wo er sie auftrieb — er mußte sich den Katalog einer Leihbibliothek für Köchininnen und Dienstmädchen beschaffen haben. Seine Bibliothek zählte tausende dieser Bände, die er in blaues, rotes, grünes, in weißes Glacéleder binden ließ. Seine Freunde verspotteten ihn ob dieser Neigung, wohlwollend zwar, denn er hatte Geld, ja, sie sorgten für seinen Bedarf. Da er selbst seine Romane so nannte, kam täglich einer daher: „Matthi, heut' bringe ich dir den schlechtesten Roman! Unübertroffen! Du wirst stauen.“

Niemals bekam Matthias Buchensang den schlechtesten Roman, niemals war er zufrieden. „Es fehlt was, wie soll ich sagen — das letzte Aroma...“ Aroma hatte er von den Konserven. Übrigens war „schlechtesten Roman“ als eine Art Liebkosung gedacht, denn er nannte auch seine Konserven, die nicht ihn allein und alle gut ernährten, „Magenplomben“, ohne bei deren

Ich traue meinen Augen und Ohren nicht. Laufe ihm nach. Ein Irrtum ist ausgeschlossen. Er geht! Wie! Ist das das Ende seiner freundschaftlichen Versprechungen, seiner listigen Worte, seiner Schmeicheleien? Nein, das ist nicht möglich! Ich kann nicht zugeben, daß mich dieser Mensch so abscheulich enttäuscht. Bekommen, die Stirnhaut zum Scheitel emporgezogen, auf der Lehne des Stuhles stehend, von dem er seinen Ueberzieher nimmt, flehe ich ihn vergeblich an. Da fühlt er Erbarmen, fährt freundlich mit der Hand über mein kurzes, goldenes Fell, erklärt mir, daß es nicht seine Schuld sei, er sei militärfähig und jetzt im Kriege würde er in der Nacht kein Taxi mehr nach Auteuil finden...

Gewiß hat er recht. Menschen, die euch ein Leid zufügen, haben immer recht. Ach! Nichtsdestoweniger ist es bitter! Es gibt überhaupt keine vollkommene Freude auf dieser Welt. Meiner furchtbaren Angst vor dem „Stiegengeist“, vor dunklen Phantomen trotzend, wage ich mich auf den Flur und sehe, über den Abgrund gebeugt, wie mein neuer Freund hinabsteigt...

Er geht, es ist nur allzu wahr! Und mich, mich steckt man wieder in den Käfig. Als Entschädigung gab man mir ein paar Stückchen von der Schokolade, die er mir gebracht. Ach, wahrhaftig, man muß es frei bekennen, Schokolade tröstet einen über alles.

Aus dem Französischen von Grete Reiner

Herstellung ernsthaft eine derartige Wirkung zu beabsichtigen. „Meine schlechtesten Romane sind weit besser als eure guten, die im Grunde nur langweilig sind.“ Und Geschmack und Geld, die sein Eigen waren, gaben ihm recht.

Er starb; nicht an der Lektüre und nicht an den Magenplomben, starb wie ein friedfertiger Bürger, nach 17 ehrenvollen Lustraten, bei einem Gläschen Wein und an einem Schlägchen. Sein Tod war für die Freunde eine Enttäuschung, denn er ersetzte ihnen keineswegs die Unkosten, in die sie sich beim Einkauf der Bücher gestürzt hatten. Nicht einmal diese bekamen sie wieder, denn die Bibliothek wurde letztwillig der ersten Schriftsteller-Organisation Deutschlands mit einem ansehnlichen Legat vermacht, das eine mit dem andern unlösbar verknüpft. So wurde die Bibliothek als Schreckensknäuel errichtet, in der die Regale, weiß, grün, blau, rosa und gelb und rot gefüllt, jedes in seiner Farbe blühten. Der Besichtigung zugänglich gemacht, ergaben Eintrittsgelder eine sympathische Einnahmsquelle. Ein offizieller Katalog wurde nicht herausgegeben, da man Einsprüche mancher namhaften noch lebenden Autoren, deren Romane sich seltzamerweise in diese Bibliothek verirrt hatten, vermeiden wollte.

Über den Rest des Vermögens verfügte das beim Notar hinterlegte und — wie ausdrücklich durch Notar, Zeugen und Aerzte bestätigt — bei gesunden Sinnen abgefaßte Testament in folgender Weise:

Aus den Zinsen von einer Million gelangt alljährlich ein Preis von 50.000 Mark für den schlechtesten Roman zur Verteilung. Die Zuerkennung des Preises hat durch die jeweiligen Träger des Kleist-Preises, des Goethe-Preises der Stadt Frankfurt, des Schiller-, Fontane- und Eichendorff-Preises zu erfolgen, unter der Voraussetzung jedoch, daß die betreffenden Dichter sich einhellig auf ein Werk geeinigt haben, das würdig genug wäre, mit diesem Preis ausgezeichnet zu werden. Gelangt in einem oder mehreren Jahren der Preis infolge der Unstim-

migkeit der Richter oder aus anderen Gründen nicht zur Verteilung, wird die Summe dem Kapital zugeschlagen und erhöht das nächste Zinsergebnis und somit also den Preis, der nach dem Namen seines StifTERS „Buchensang-Preis für den schlechtesten Roman“ zu benennen sei. Die Zinsen des anderen Vermögensstückes von einhalb Millionen in der Höhe von 15.000 Mark gelangen, in fünf Teile geteilt, mit einem Betrage von je 3.000 Mark alljährlich auf die fünf Preisträger für ihre Arbeit und Müheverwaltung zur Verteilung, gleichgültig, ob die Forderung nach dem schlechtesten Roman Forderung geworden sei oder nicht. Mit der Möglichkeit, daß einer der Preisträger von Kleist, Goethe, Schiller, Fontane, Eichendorff das ihm zugleich anheimfallende Richteramt zurückzulegen könnte, schenkt der Testator gar nicht gerechnet zu haben, denn es fand sich keine Bestimmung, die das Notwendige für einen solchen Fall vorsah.

Tatsächlich stiegen seit dem Tode des Matthias Buchensang die genannten fünf Preise, die schon immer begehrt waren, um das Wesentliche der 15.000-Mark-Jahresrente im Wert, und beinahe wäre das Preisrichteramt dieser Preise ein einträgliches Ehrenamt geworden, wenn nicht die jeweiligen Erstpreisrichter die Charakterstärke gehabt hätten, wiederholt sich ergebende Anerbietungen auf Beteiligung mit 25, 50, ja, mit 75% gebührend in die Schranken, oft sogar in die Öffentlichkeit zu weisen. So trat denn, verhältnismäßig schnell dank dem untadeligen Verhalten der weisen Richter eine Reinigung von Elementen ein, die offenbar der Preise von Kleist, Goethe, Schiller, Fontane, Eichendorff unwert gewesen wären, so daß die plötzlich eingetretene Gefahr eines getrüblen Urteils beseitigt wurde und in Wahrheit, wie bisher, den Würdigsten nur die Auszeichnung widerfuhr.

Anders jedoch verhielt es sich mit dem „Matthias Buchensang-Preis für den schlechtesten Roman“. Durch volle 75 Jahre kam der Preis nicht zur Verteilung! Sei es, daß keine Einigung unter den Preisrichtern zu erzielen war — ein negatives Ergebnis schloß ja vom Bezug der Rente nicht aus —, sei es, daß einmütige Neid und Gehässigkeit — Gott, der Mensch ist schwach... — einen hervorragenden Roman eines namhaften Dichters erwählt hatten. Da aber geschah es nun — Gott sei Dank, der Dichter ist stark! — daß dieser Dichter, so schwer es ihm wurde — und man ahnte nicht, wie schwer es ihm wurde... diesen Preis zurückwies. Man meine nicht, daß es nur einmal geschah, wiederholt ereignete sich dieser Fall, der beweist, daß die Dichter in Deutschland nicht nur nicht verhungern, sondern nicht einmal aussterben; weder Dichter, die richten, noch solche, die dichten...

Ers im 76. Jahre dieser bisher ergebnislosen Tätigkeit geschah es, daß ein eingereicherter Roman — es wurden selbstverständlich tausende von Romanen eingeschickt, teils von den Verfassern selbst, teils von ihren Freunden und Feinden — alle Stimmen auf sich vereinigte, und daß der Mann, der sich als Urheber dieses Romans bezeichnete, den ihm zuerkannten Preis nicht ausschlug. Es war ein sehr ansehnlicher Preis, denn die Zinsen des aufgelaufenen Kapitals hatten die doppelte Höhe des Matthias Buchensang einst hinterlassenen Vermögens überholt. Allerdings waren es auch „Die Wahlverwandtschaften“, die ein Hungerleider von Dichter sorgfältig abgetippt und unter einem anderen Titel und mit seinem Namen eingereicht hatte. Nicht einmal die Abschnitte aus Otiliens Tagebuch hatte er fortgelassen.

samer Weise auch in die älteren Epochen der böhmischen Geschichte ein.

Vor allem ist da der seit dem Jahre 1902 beginnende Streit um die St. Wenzelslegende Christians zu erwähnen, betreffend ein literarisches Denkmal, in welchem der hyperkritische Geist des Aufklärungszeitalters eine Fälschung des späten Mittelalters erblickte und welches der Scharfsinn Pekařs, der sich hier von einer wahrhaft schöpferischen Intuition leiten ließ, hingegen als ein hervorragendes Werk des 10. Jahrhunderts erkannte, welches die erste bedeutsame literarische Arbeit aus tschechischer Feder darstellt. Diese Entdeckung führte ihn freilich zu einer ausgedehnten Polemik mit einer ganzen Gruppe tschechischer und deutscher Gelehrten, welche anderer Meinung waren, und es schien eine Zeitlang, als ob der temperamentvolle Forscher der seltamen Welt alter Legenden und der grauen Vorzeit vollkommen verfallen und an ein Gebiet gefesselt wäre, welches unermüdliche Detailarbeit fachlichster Art erforderte. Gleichzeitig stellte auch die Herausgabe der Zeitschrift „Český časopis historický“, deren leitender Redakteur Pekař neben Jaroslav Goll geworden war und die von ihm auch in bibliographischer Hinsicht in bemerkenswerter Weise ausgestattet wurde, bedeutende Anforderungen an sein Arbeitsprogramm. Der elastische Geist Pekařs breitete sich jedoch von diesen Fesseln wenigstens teilweise durch einen neuen, unerwarteten Anlauf, zu dem abernals sein nordböhmisches Heimatgebiet mit seiner verführerischen Romantik gleichsam die Sprungbrücke bot.

In einer herrlichen Talmulde unweit Sobotka versteckt liegt die Burg Kost, eine der am besten erhaltenen, wahrhaft pittoresken Burgen

Bibliophiles Kabinett

Tschechoslovakische Exlibris in Polen

Ende des verflossenen Jahres fand zuerst in Warschau und später in Krakau eine „Schlesische Exlibris“ statt, auf welcher auch die Tschechoslovakische Exlibris vertreten war. Auf der Ausstellung in Warschau figurierten insgesamt 33 tschechoslovakische Exlibriszeichnungen auf 86 Bücherzeichen, worunter wohl kaum ein bekannter Name fehlte. Ein besonderer Katalog der Schau ist nicht erschienen, doch ist deren Inhalt im „Przewodnik“ Nr. 46 der Warschauer „Gesellschaft für Förderung der Schönen Künste“ in deren Räumlichkeiten ausgestellt, in denen die Ausstellung arrangiert war, fixiert worden. Sämtliche tschechoslovakischen Exponenten sind da mit ihren Werken zitiert, einen allgemeinen Überblick über die Entwicklung bietet die kurze Einleitung aus der Feder Václav Ruda's. — Dagegen ist die Krakauer Schau in einem sehr eleganten, illustrierten Katalog (300 Exemplare) aus der Offizin des Industrie-Museums „Wystawa Exlibrisów Słowiańskich“ verewigt, welchen die Krakauer Bibliophilen-Gesellschaft ihrem verdienstvollen Mitglied Kazimierz Holecński gewidmet hat, einem sehr tüchtigen Bücher- und Exlibrisfreunde. Für den Katalog hat der bekannte polnische Xylograph Prof. Stanisław Jakubowski einen gedrängten, einführenden Aufsatz verfaßt, in welchem auch der glänzenden Entwicklung des modernen tschechoslovakischen Bücherzeichens gedacht ist. Das letztere war hier in gleicher Weise wie in Warschau repräsentiert; der Katalog verzeichnete aber auch die jeweilige graphische Technik jedes Blättchens, was in Warschau nicht geschah. Reproduziert sind im Krakauer Katalog eine Radierung von F. T. Šimon (Art. Novák) und zwei Holzschneitten von J. H. Hodek und P. Kotik (M. Pribylová). P. Ett.

Aus den Briefen Petr Bezruč an Jan Herben. Ausgewählt von M. H. (Das erste Buch der bibliophilen Edition Réva, Herausgeberin Milena Herbenová. Kart. 50 Kč). Die neue Edition debütiert sympathisch durch gewählten Inhalt und distinguierter solide Ausstattung. Solche Verse eines hervorragenden Dichters, mögen es auch nur Gelegenheitsverse sein, sind keine banale Einführung ins Dasein. Übrigens erweist das Programm, daß die Herausgeberin sich klar bewußt ist, was in eine so exklusive Sammlung gehört, deren Auflagenziffer mit 320 festgesetzt ist. Sie weiß, was dazu gehört, was anzulocken vermag. Schon das ist ein Plus. Den Satz hat Rudolf Hála besorgt; er hat die E. R. Weiß-Antiqua im Mittelgrad gewählt, die Kolumnen gut auf die Seiten gestellt, den Anfang der Gedichte auf weißem Umbrappapier rot drucken und das fertige Buch ansehnlich in roten Umschlag kartonieren lassen, der auf weißem Schild jene geheimnisvolle Hieroglyphe trägt, deren sich der Dichter bei seinen Briefen und Ansichtskarten, die er an seine Freunde schickte, statt der Unterschrift bedient. Nvk.

Das graphische Werk Josef Váchals, dieser exzellenten bildnerischen Erscheinung, überreicher, geistvoller Vorstellungskraft, origineller graphischer Interpretation und technischer Erfindungskunst, wurde im Museum zu Hradec Králové ausgestellt. Einestheils freilich, andererseits angewandte Graphik: Buchgraphik und Exlibris, denen sich eine Reihe von Büchern gesellen, die er geschrieben, gesetzt (in manchen Fällen sogar auf eigenhändig in Holz geschnittenen Lettern), mit eigenen, überwiegen farbigen Holzschneitten ausgestattet und selbst kunstvoll gebunden hatte.

Das Buch brachte nicht nur eine ganz neue, überraschende Lösung der Frage über die Schuld und Persönlichkeit Wallensteins, sondern es beachtete auch in eindringlicher Weise unsere nationale Tragödie, soweit sie mit der rätselhaften Verschwörung des Herzogs von Friedland verknüpft war.

Durch dieses Buch schwang sich Pekař mit einem Schlag in die Reihe unserer ersten Kenner des 17. Jahrhunderts empor. Als solcher bewährte er sich übrigens kurz darauf auch in der temperamentvollen Polemik, die er im „Hlas Národa“ mit V. Rezníček zur Verteidigung der tschechischen ständischen Gesellschaft zur Zeit der Schlacht am Weißen Berge führte, um sie gegen Pauschalverdächtigungen in Schutz zu nehmen. Er blieb jedoch keineswegs im Banne dieser Geschichtsbilder. Der Abgang Antonín Rezek nach Wien berief ihn, bevor er noch sein dreißigstes Lebensjahr erreicht hatte, auf den Lehrstuhl für österreichische Geschichte und er mußte rasch in dem ganzen weiten Gebiet heimisch werden, auf das sich seine Lehrverpflichtung bezog.

Das Jahr 1898 brachte ein doppeltes Jubiläum: den 50. Jahrestag der Thronbesteigung Franz Josephs I. und den hundertsten Jahrestag der Geburt Franz Palackýs. Beide Ereignisse wurden von unserer wissenschaftlichen Welt in bezeichnender Weise gefeiert. Zu Ehren des Kaisers gab die Böhmische Akademie der Wissenschaften ein Gedenkwerk heraus, das eine Übersicht über die Leistungen der tschechischen Wissenschaft in den letzten 50 Jahren bot, einen Band von ungeheurer Umfang; schon durch sein Format bloß für die Regale der öffentlichen Bibliotheken, nicht für die breiten

Leserschichten bestimmt, bildete es an den Stufen des Thrones dennoch einen eindrucksvollen Hinweis auf das fortschreitende Kulturwerk des tschechischen Volkes. Pekař schrieb für dieses Gedenkwerk eine ausführliche Studie über die moderne tschechische Geschichtsschreibung, die bis zum heutigen Tage von dauerndem Wert ist. Dagegen war das Jubiläum Palackýs eine Angelegenheit der ganzen Nation. Darüber mußte auch zu den breiten Schichten des Volkes gesprochen werden, um ihnen die Größe des „Vaters des Volkes“ eindrucksvoll vor Augen zu führen. Hier trat also an die Stelle dickelbiger Pollanten vielfach auch die Tagespresse ein. Pekař war niemals einer von jenen weltfremden Gelehrten, die dieser wichtigen Tribüne der nationalen Kultur schau von dem Wege gehen und deren Wissenschaft einen antiquarischen Beigeschmack hat. Beweis dessen war nicht nur jene bereits erwähnte Polemik mit V. Rezníček, sondern insbesondere auch die schneidende Antwort, die Pekař in einer Reihe von Feuilletons, die später zu einer Broschüre zusammengefaßt wurden, im Jahre 1897 an Th. Mommsen gerichtet hat, als dieser berühmte Forscher mit seinem germanischen Evangelium der Gewalt gegen die Tschechen als die Apostel der Barbarei auf den Plan trat. Zum Palacký-Jubiläum schrieb Pekař also eine lange Reihe von Aufsätzen für die „Politik“, in denen er nicht nur seinem eigenen Volke, sondern auch dem Auslande das Leben und das Werk Palackýs schilderte.

In das neue Jahrhundert trat der junge Gelehrte also vor allem als erfolgreicher Bearbeiter unserer neuzeitlichen Geschichte ein, sein weiteres Schaffen führte ihn jedoch in bedeut-

Böhmen. Ihr Reiz ließ in der Seele unseres Forschers die Idee aufkeimen, an diese Burg und an ihre Geschichte ein wirkungsvolles Kapitel der heimischen Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts derart anzuknüpfen, daß das Schicksal unseres Volkes in jener bewegten, düsteren Zeit sich gleichsam im Rahmen der Lokalhistorie der Herrschaft Kost wiederpiegeln sollte. Im Jahre 1909 erschien der erste Teil des Werkes „Kniha o Kostí“ (Buch über die Burg Kost) und fand einen Erfolg, wie er nur wenigen unserer wissenschaftlichen Bücher beschieden war. Freilich, es war mit der Hand eines echten Künstlers geschrieben, der die Seele des Lesers warm zu umschließen verstand, so daß dieser mit angehaltenem Atem das bunte Spiel der Ereignisse aus dem Dreißigjährigen Kriege und ihres barocken Wilderhalls verfolgte, das in diesem Buche, von lebensfrisch geschilderten Personen getragen, niedergelegt ist.

Dies war der Boden, aus dem Pekař selbst durch seine Geburt hervorgegangen war und in dem er fest ankerte, zu dem er immer wieder in seinen Studien mit Liebe und tiefem Verständnis zurückkehrte. Seit jener geht sein reges Interesse der Forschung auf dem Gebiete der Agrargeschichte. So gab er schon im Jahre 1901 eine ausführliche Studie über die Geschichte des städtischen Dorfes Kojakovice heraus, die sowohl durch Benützung der Katastralpläne als auch durch ihre geistreiche retrogressive Methode besondere Bedeutung gewann. Auch in anderen Studien befaßte er sich mit diesem Gegenstand und schuf sodann sowohl in dem Werke „Kniha o Kostí“, als auch in dem folgenden großen Buche „České katastry 1654—1785“ eine völlig neue Grundlage für die neuzeitliche Ge-